

„Riß in der Beziehung“ – Gedanken über die Therapie eines Sechsjährigen, der zu früh geboren wurde

Barbara Friedrich

Stuttgart, Deutschland

Keywords: Premature birth; Fracture of relations

Abstract: *“Fracture of the Relations” – Thought About the Psychotherapy of a Six-year-old Boy, Who Was Prematurely Born.* The author, an analytic psychotherapist of children and adolescents, has treated some prematurely born children. None of these children was in need of psychotherapy only because its premature birth. All cases showed clearly that the premature birth can't be seen as an isolated event but have to be understood as one event in the continuum of the parents' history. This paper presents the summarizing report of a six-year-old boy's therapy; it shows how the scenario of being born prematurely reveals and develops according to its inherent scheme until it escalates. The inner chaos of the child and the “early fracture of the relations” can begin to heal by the therapeutic process.

Zusammenfassung: Die Verfasserin hat als Analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapeutin einige frühgeborene Kinder behandelt. Keines der Kinder war therapiebedürftig geworden allein deswegen, weil es zu früh geboren worden war. In allen Fällen zeigte sich, daß die zu frühe Geburt nicht als isoliertes Ereignis zu verstehen war, sondern als ein Ereignis im Kontinuum der elterlichen Geschichte. Am Bericht über die Behandlung eines Sechsjährigen wird gezeigt, wie das Szenarium der vorzeitigen Geburt sich vor einem dramatischen Hintergrund entfaltet und sich nach einem inneren Plan weiterentwickelt bis zu einer Eskalation. In der Therapie kann das innere Chaos schließlich gelöst und der „frühe Riß in der Beziehung“ aufgehoben werden.

* * *

Keines meiner frühgeborenen Kinder wurde allein deswegen therapiebedürftig, weil es zu früh geboren wurde: Der zu frühen Geburt ging regelmäßig eine Geschichte voraus. Psychische Dramen auf der Lebensbühne der Eltern wirken weit

Referat, gehalten bei der 7. Heidelberger Arbeitstagung der ISPPM in Heidelberg, 3.–5. 11. 1995

Korrespondenzanschrift: Barbara Friedrich (VAKJP), Analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapeutin, Mittlerer Bauernwaldweg 80, 70195 Stuttgart

in das beginnende Leben hinein. Die Lebensgeschichten aller meiner Frühgeborenen weisen bereits vor der Geburt deutliche Störungen oder Brüche auf. Sie bilden die Grundkonfiguration des Kindes. Sie prägen die Art der Beziehung zwischen ihm und seinen Eltern. Schwangerschaft und Geburt ereigneten sich bei allen meinen Frühgeborenen in problematischen Lebenssituationen der Mutter bzw. beider Eltern oder vor dem Hintergrund psychischer Störungen, schwerer Psychopathologien, ambivalenter oder negativer Einstellungen. Ich nenne einige der Probleme:

- eine noch jugendliche Mutter hatte die Freigabe zur Adoption schon vor der Entbindung beschlossen;
- Schwangerschaft einer anorektischen Mutter mit ausgeprägter Angstsymptomatik;
- während der Schwangerschaft starb ein naher Angehöriger;
- ein Vater verließ die Mutter und das ungeborene Kind, weil er sich der Verantwortung nicht gewachsen fühlte;
- eine Schwangerschaft folgte geplant nach der Geburt eines schwerstbehinderten Kindes – über diesen Fall werde ich nachher berichten.

Die Ungeborenen reifen nicht abgekapselt dem Leben entgegen. Sie haben zwar einen gewissen Reizschutz – sind aber doch dem Klima draußen, außerhalb des Mutterleibs, verbunden. Sie erleben, was die Mutter erlebt – auch wenn sie noch weit davon entfernt sind, Angst, Schrecken, Verwirrung, Wut oder irgendein anderes Gefühl zu benennen. Sie nehmen die Gefühle wahr – zum Beispiel über hormonelle Veränderungen im Blut der Mutter, über Veränderungen der mütterlichen Bewegungsqualitäten, über Veränderungen der Stimmen und Geräusche, Veränderungen der Lebensrhythmen usw.

Es scheint, als sei manchen Kindern der Aufenthalt in utero vergällt. Es ist, als wollten sie vor unerträglichen Streßbelastungen ins Leben fliehen. Manchmal sieht es aus, als dränge die Mutter ihr Kind vorzeitig ins Leben – vielleicht um ihrerseits Streßbelastungen zu entkommen.

Und so war es bei Jonas: Er mußte endlich den Platz im Leben der Eltern einnehmen, den sie ihm ausersehen hatten. An seinem Beispiel möchte ich zeigen, wie das Szenarium der vorzeitigen Geburt sich vor einem dramatischen Hintergrund entfaltet und wie es sich nach einem inneren Plan weiter entwickelt. Ich werde Jonas' Geschichte chronologisch vortragen, aber natürlich war es so, daß diese „fertige“ Geschichte erst im Laufe der Therapie wie ein Puzzle zusammengesetzt werden konnte.

Herr und Frau Schrade bekamen ihr erstes Kind, ein Mädchen. Es wurde durch Sauerstoffmangel tot geboren. Nach der Reanimation war es schwerst behindert. „Sie konnte nicht mal schreien“, sagte die Mutter, „kaum richtig trinken.“ Auf den Wunsch der Eltern hin wurde das Mädchen nach ein paar Wochen aus der Klinik entlassen und von da an daheim mit einem ungeheuren Aufwand gepflegt.

In dieser belastenden und deprimierenden Situation wünschten sich die Eltern ein gesundes Kind. Ein wenig lachende Lebendigkeit:

- zum einen als Beweis, daß sie in der Lage seien, auch etwas Gesundes und Schönes ins Leben zu bringen,

- zum andern als Trost und zur Ermunterung, damit die Mutter die Pflege des Mädchens überhaupt ertragen konnte.

Gleichzeitig war aber auch eine angstbesetzte, stark ambivalente Einstellung der Eltern spürbar.

Ein Jahr später wurde Jonas in der 33. Schwangerschaftswoche nach einem vorzeitigen Blasensprung per Kaiserschnitt geboren. Er hatte den elterlichen Auftrag, unter allen Umständen ein gesundes und fröhliches Kind zu sein, um ihnen eine „richtige“ Elternschaft zu ermöglichen und den „Makel“ des behinderten Kindes quasi ungeschehen zu machen. Er war als Retter ausersehen.

Man könnte phantasieren:

- die Eltern zerrten ihn aus eigener Not verfrüht ins Leben,
- oder Jonas flüchtete unter dem Erwartungsdruck aus dem Mutterleib, flüchtete vor dem Trommelfeuer der Emotionen ins Leben.

Kaum auf der Welt, wurde Jonas mit einer Neugeborenen-Gelbsucht in eine Kinderklinik gebracht. Die Mutter sah ihn erst eine Woche später. Sie fütterte ihn täglich, aber, so klagte sie: „Schon da war ein Riß in der Beziehung.“ Jonas verweigerte die Brust – und sie spürte keine warme Beziehung zu ihm.

Er war kein schmusiger Säugling, sondern strebte eher von der Mutter weg. Das erlebte sie als Zurückweisung und schreckliche Kränkung – aber auch als eine Art verdiente Strafe für ihr vermutetes mütterliches Unzureichend-Sein.

Jonas brüllte viel. Er brüllte, um wahrgenommen zu werden neben seiner Schwester, die so viel Aufmerksamkeit brauchte – aber er erreichte das Gegenteil. Da jedes laute Geräusch die Schwester störte, wuchs der Groll der Eltern über diesen „unmöglichen“ Jungen. Er war alles andere als das ersehnte Lächeln am elterlichen Horizont. Er nahm die Rolle nicht an, die ihm als Existenzbegründung zugedacht war. Der Vater hatte sich sehr bald voller Enttäuschung von Jonas abgewandt – er konnte mit ihm nichts anfangen. Auch er konstatierte den tiefen „Riß in der Beziehung“. Mit 6 Wochen wurde Jonas stationär wegen eines Leistenbruchs behandelt. Der Riß vertiefte sich weiter.

Als Jonas 9 Monate alt war, starb die Schwester. Von da an sei er immer auffälliger und schwieriger geworden. Möglich, daß jetzt der Grund für seine Existenz fehlte. Sicher ist, daß die Eltern zwischen Trauer, Erleichterung und Schuldgefühlen schwankten. Voller Scham konnten sie sich doch nicht freimachen von dem vorwurfsvollen Gedanken – nach all den Enttäuschungen, nach so viel Bitterkeit könnte Jonas doch wenigstens jetzt der ersehnte Sonnenschein sein!

Das emotionale Chaos wurde mit einer weiteren Schwangerschaft zugedeckt. Als Jonas knapp 2 Jahre alt war, bekam er einen Bruder. Jonas reagierte mit großem Neid und Eifersucht. Seine stets präsente und real begründete Angst vor Beziehungsverlust nahm in dem neuen Baby Gestalt an. Jonas machte diese Angst und die erlebten Verlassenheitstraumata am realen Bruder fest: hier hatten sie ein Gesicht und einen Namen. Sie hießen Markus!

Markus war ein knitzes, fröhliches Kerlchen. Er konnte so sein, wie Jonas hätte sein sollen. Markus wurde der Sonnenschein des Vaters – Jonas flüchtete sich in eine allumfassende Verweigerungshaltung.

In seiner psychischen Ökonomie sah es so aus, daß er via „Identifikation mit dem Aggressor“ aktiv tat, was er passiv erlitten hatte: er lehnte alles und jeden rigoros ab – so, wie er sich abgelehnt fühlte.

Die Eltern gingen mit autoritärer Haltung dagegen an. Zum Teil gab er die Verweigerungshaltung auf – statt dessen schluckte er seine Neins, seine Wut und Eifersucht in sich hinein.

Mit 2½ Jahren fuhr er in einem Wutanfall absichtlich mit seinem Tretauto eine Treppe hinunter. Er verletzte sich gottseidank nicht schwer. Dieser selbst-induzierte Unfall gibt zu denken:

Wir verstanden ihn als kindlichen Suizidversuch. Wir nahmen an, daß er – verletzt – sich der Mutter näher währte, so nah wie die behinderte Schwester der Mutter gewesen war. Er erhoffte sich Trost und Nähe. Zugleich hat er sich mit den Schmerzen selbst bestraft – dafür, daß er nicht so war wie er sein sollte (denn sonst könnten die Eltern ihn doch lieben!), für seine Wut, die sich auch gegen die Eltern richtete, vielleicht sogar dafür, daß er überlebt hatte.

Frau Schrade konnte schließlich die Situation nicht mehr aushalten, sie suchte nach Hilfe. Zum einen spielten Wiedergutmachungstendenzen eine Rolle, zum anderen erhoffte sie für sich selbst so etwas wie seelische Aufbaunahrung. Im Alter von gut 3 Jahren machte Jonas gemeinsam mit der Mutter eine „Festhaltungstherapie“ (Friedrich 1991; Welch 1984). Dadurch sei erstmals etwas wie eine zaghafte innere Bindung zwischen ihr und dem Kind entstanden.

Jonas wurde in der Folge anschmiegsamer. Frau Schrade stellte es so dar: „Er holte jetzt die Nestwärme nach, die ihm in seinen ersten Lebensjahren versagt geblieben war.“ Er war ein lautes, auffälliges und unbeliebtes Kindergartenkind geworden. Die meisten Eltern verboten ihren Kindern, zu ihm zum Spielen zu gehen. Seine soziale Isolation trat immer deutlicher hervor.

Diese Isolation hatte nicht erst mit seinen Unarten begonnen. Sie hatte begonnen mit der Einsamkeit der Eltern nach der Geburt des kranken Kindes. Jonas, der erhoffte Retter, hatte versagt. Mutter und Kind hatten durch die Umstände seiner Geburt „den Anschluß verpaßt“, sie hatten einander verfehlt – enttäuscht und verzweifelt entfernten sie sich immer weiter voneinander. Jonas hatte die ihm zugedachte Rolle nicht ausgefüllt. Und die Eltern hatten nicht in ihre Elternrolle hineingefunden.

Die soziale Isolation des Kindes war Fortsetzung und Folge des frühen Risses in der Beziehung. Sie entsprach der elterlichen Isolation. Auch sie erlebten sich isoliert – sowohl außen, im sozialen Umfeld, als auch innerhalb der Paarbeziehung, wo sie mehr und mehr verstummten.

Jetzt, im Kindergartenalter, begannen bei Jonas nächtliche Krupp-Anfälle. Unabhängig von Jahreszeit und Klima litt er darunter. Diese Anfälle waren körper-sprachliche Botschaften und Hilferufe: „Ich kriege keine Luft mehr – ich kann so nicht leben!“

Mit 6 Jahren bekam Jonas noch eine kleine Schwester. Die Beziehungen drohten zu entgleisen. In dieser Situation lernte ich die Familie kennen.

Frau Schrade klagt über:

- psychosoziale Störungen,
- gravierende Mängel an Anpassung und Rücksicht,
- sehr sprunghafte Aufmerksamkeit, leichte Ablenkbarkeit;

- die Konzentration ist gebunden an das Vorhandensein eines Hilfs-Ichs,
- er ist vom Schulbesuch zurückgestellt,
- hyperaktives Verhalten,
- mangelnde Steuerungsfähigkeit (auch grob-motorisch),
- ambivalentes Verhalten gegenüber der Mutter,
- Eifersucht, Neid und übersteigerte Erwartungshaltung,
- eine unglaubliche orale Gier,
- eine ausgeprägte Aggressionsproblematik und
- hypomanische Tendenzen.

Seine wild wuchernden Größenphantasien lassen jedes gemeinsame Spiel ins Chaos kippen. Ohne energisches Einschreiten findet er nicht wieder in die Realität zurück. Immer ist er der Räuber oder die Polizei, in jedem Fall der Anführer, der „Bestimmer“. Nur so kann er leidlich sicherstellen, daß er nicht der Willkür anderer preisgegeben ist. Die hypomanischen Tendenzen sind eine Abwehr gegen das Erleben des Ausgeliefertseins.

Jonas ist ganz anders, als ich ihn mir vorgestellt habe. Er ist ein hübscher Junge, braunlockig, mit dem typischen Charme eines Fünfjährigen. Er strahlt etwas Begeisterndes aus, das mich sofort für ihn einnimmt. Ohne Scheu, jedoch nicht distanzlos, beginnt er unsere erste gemeinsame Stunde: „Soll ich sagen, was wir sollen?“ Als ob es kein Mögen gäbe, sondern nur ein Sollen

Das entspricht seinem In-der-Welt-Sein: er SOLL sein und er SOLL auf eine bestimmte Weise sein. Wie er IST und was er MÖCHTE – all das ist zweitrangig. Er ist sehr erleichtert darüber, daß er nun doch noch nicht in die Schule gehen muß. „Das ganze Lesen, Schreiben und Rechnen – das traue ich mich noch gar nicht.“ Auf einer sehr bewußtseinsnahen Ebene „weiß“ er: Etwas stimmt nicht mit ihm. So ist er dem Leben noch nicht gewachsen.

Als erstes möchte er ein Buch vorgelesen bekommen. Zielstrebig greift er zu einem Bilderbuch (Oyen u. Kaldhol, 1987), das er noch nicht kannte und das doch eines seiner wichtigsten Themen berührt: Es handelt vom Tod eines kleinen Jungen, von der Beerdigung, von der Trauer seiner Freundin und vom allmählichen Wiederbeginn des Lebens.

„Meine Schwester ist gestorben“, sagt er, „die war ganz arg krank.“ – „Ja“, sage ich, „das war sehr traurig damals. Aber du bist gesund und du lebst – und das ist gut so.“ Im Laufe der Therapie lesen wir noch ein paarmal dieses Buch – leben und sterben und weiterleben dürfen – jedesmal beleuchten wir einen anderen Aspekt seiner Erfahrungen.

Typisch sind seine Sandbilder zu Beginn der Therapie: Ein Indianerdorf. Tipis. Pferde und ein paar andere Tiere gibt es dort, auch einen Schäfer. Der ist als einziger Mensch „friedlich“ in Aussehen und Haltung. Alle anderen, die hinzukommen, kämpfen: Indianer, Cowboys, Ritter und Soldaten – alle kämpfenden Figuren, die ich überhaupt habe. Bald wird das Kämpfen der Männer chaotisch, dann rücken Dinosaurier an, „die machen alles kaputt – die anderen Tiere, die Menschen, das ganze Land“; machen könne man gar nichts dagegen. Dabei breitet sich im Raum eine dumpf-verzweifelte Hilflosigkeit aus, die kaum auszuhalten ist.

Das Indianerdorf ist seine Vision von „heilem“ und geschützten Leben. Es ist Ausdruck seiner Wünsche nach Geborgenheit, nach konstanter Beziehung, nach

einem eigenen Platz in der Welt – er sieht ja bei seinem kleinen Bruder, daß es so etwas geben kann – nur hat Jonas diesen Ort bislang verpaßt.

Der Schäfer ist ein schutzbietender Lebensbewahrer und behütender Wächter – Wunschbild einer guten Elternfigur und Ausdruck seiner frühen Bedürfnisse nach Nähe und Geborgenheit. Aber – der Schäfer ist machtlos gegen das anbrandende Chaos, das in Vernichtung endet. In Jonas' Vorstellungswelt gibt es noch keinen Frieden und noch keine positiven Möglichkeiten der Aggression. In seinem Erleben herrscht Mangel, und die Folge ist eine verheerende narzißtische Wut. Es geht hier noch längst nicht um Triebe – es geht um Lebensberechtigung versus Vernichtung.

In den ersten Stunden breitet Jonas sein Thema vor mir aus. Dann folgt eine lange Phase, in der er ein wüster Verbrecher ist, der Menschen erschießt, erschlägt, ersäuft, aussetzt, verhungern und verdursten läßt, niederbrüllt, ausraubt – er beherrscht ein unglaubliches Repertoire an Grausamkeiten. In dieser Zeit greift er mich oft real an, sodaß ich mich schützen muß. Notdürftig versucht er dann, dem Geschehen etwas Spielerisch-Leichtes überzustülpen – als wolle er mögliches Unheil durch Harmlosigkeit verhüten.

Das unglaubliche Tempo der Spielsequenzen, der unüberschaubare und abrupte Wechsel von Personen und Handlungen und die Eruptionen seiner Einfälle stürzen mich in einen emotionalen Dschungel. Dinge sind völlig ungeordnet und unstrukturiert: Wer ist böse? Wer ist gut? Auf wen kann man sich verlassen? Der Helfer fällt einem plötzlich in den Rücken . . . Ich lerne Jonas' Innenwelt kennen, in der es keine sichere Geborgenheit gibt, sondern psychischen Hunger, Gier, Enttäuschung, Wut und Angst vor Vernichtung.

Ein immer wiederkehrendes Motiv ist, daß Jonas sich rücksichtslos (er ist ja auch zur Rücksicht noch gar nicht fähig!) selbst versorgen muß. Dabei raubt er mich im Spiel aus, bringt mich um, um an mein Geld zu kommen usw. Einmal setzt er mich auf einer einsamen Insel aus, nimmt mir mein letztes Butterbrot weg, erschießt mich, als ich um etwas Essen als Vorrat bitte, bis ich mir selbst weiterhelfen kann; „und jetzt wärst du wieder lebendig“, dann rudert er übers Meer davon, höhnisch lachend. Natürlich sitze ich „in echt“ auf einem Kissen auf dem Teppichboden – dennoch spüre ich eine unbeschreibliche Angst, und ich denke an Bilder, wie sie oft von Frühgeborenen „gesehen“ werden, wie sie ihr Lebensgefühl beschreiben, ein Bild, das auch Frau Leyh ihrem Vortrag voranstellte: Ein Astronaut im All, dessen Verbindungsschläuche zum Raumschiff (Nabelschnur!) abgerissen sind und der nun verbindungslos, berührungslos durch die finsternen Weiten des Alls trudelt – wenn es nicht irgendwem gelingt, ihn einzuholen und wieder anzukoppeln. Und das scheint ja in der Situation des Astronauten recht unwahrscheinlich – zumindest ist es sehr, sehr mühsam und schwierig.

Jonas' Selbsterhaltungskräfte sind stark, er gibt nicht auf, holt sich, was er braucht. Diese Sequenzen zeigen: Seine vitalen Kräfte sind vorhanden; sie sind einereits erwünscht – entsprechend dem elterlichen Auftrag. Sie sind aber auch etwas Böses, etwas „Verbrecherisches“ – und er kann mit ihnen nicht konstruktiv umgehen. Damals haben diese Kräfte die Ruhe und damit das Leben der kranken Schwester bedroht. Heute führen sie ein destruktives Eigenleben.

Solche stürmischen Phasen werden unterbrochen von Stunden, in denen Jonas die Feuerwehr aufbaut, ruhig und sorgfältig. Dabei gibt er unablässig Sirenen-

geräusche von sich oder macht Lautsprecherdurchsagen. Ich erlebe mich dabei als völlig fremd und distanziert. Daß es irgendwo brennt, daß da Hilfe gebraucht wird – es kommt bei mir nicht an!

Schließlich verstehe ich die Situation als Wiederholung seiner frühen Erfahrung, daß ihm nur sehr distanzierte Anteilnahme zukam. Das, was Stern (1992) den „Bereich der intersubjektiven Bezogenheit“ nennt, ist beeinträchtigt. Die Möglichkeit, affektive Zustände und subjektive Befindlichkeiten miteinander zu teilen, war für ihn kaum gegeben.

Als ich das endlich verstanden habe, kann ich auf seine Durchsagen besser antworten. Es entspinnen sich Dialoge zwischen Helfer (Feuerwehr-Jonas) und Opfern eines Großbrands (ich). Mitteilungen sind möglich: Sich-Äußern und Gehört-Werden, Wahrgenommen-Werden. Eine Tür öffnet sich!

Diese Dialoge sind Ausgangspunkt für etwas Neues: Jonas möchte vorgelesen bekommen, und zwar Grimms Märchen. Er „säuft“ die Märchen mit den Ohren. Er sagt, er bewahre sie in sich auf, dann habe er sie, wenn ihm mal langweilig sei.

Die Märchen und der Vorgang des Vorlesens, bei dem er mir gegenüber sitzt und mich unablässig ansieht, sind psychische Nahrungsvorräte, von denen er außerhalb der Stunden zehrt. Die Langeweile umschreibt die Zeiten, in denen er seine (Struktur)mängel empfindet und unter ihnen leidet. Die Märchen helfen ihm beim Stukturieren seiner Innenwelt. Nun werden auch seine Sandbilder, die Indianer-, Ritter- und Cowbobykämpfe geordneter. Sie sind nicht mehr erschlagend archaisch.

Schließlich tauchen in seinen Sandbildern neben dem Schäfer auch Schafe auf, Bauernhof-Tiere, Bäume und Zäune, die verschiedene Gehege voneinander abgrenzen. Jetzt zeichnet sich das Ende unseres gemeinsamen Weges ab. Kurz vor Weihnachten endet seine Therapie.

Am Nikolausabend hatte er seine Stiefel vor die Haustür gestellt, sauber geputzt. Dann hatte er „weil der Nikolaus doch so einen weiten Weg hat und sicher hungrig ist“ ein gut verpacktes Vesper für den Heiligen dazugelegt. Schließlich war er kurz vor dem Schlafengehen noch einmal hinausgehuscht, um auch noch eine Flasche Bier und einen Flaschenöffner dazuzustellen. Ich nehme an, daß auch St. Nikolaus die Fähigkeit zur Einfühlung als einen hart erarbeiteten Erfolg registriert hat.

In Jonas' Alter ist die Trennung zwischen Nikolaus und Vater nicht mehr vollständig: Beide Gestalten sind „irgendwie“ verschieden aber doch auch „irgendwie“ gleich – deswegen können wir davon ausgehen, daß das Vesper nicht ausschließlich dem Heiligen zudedacht war ... Herr Schrader, der abends beim Heimkommen die sorgsam hergerichteten Dinge vorfindet, ist gerührt.

Der Riß in der Beziehung – er hat begonnen, sich zu schließen.

Literatur

- Friedrich B (1991) Festhalten? – Fest halten! Kind und Umwelt. Heft 69
Oyen W, Kaldhol M (1987) Abschied von Rune. Ellermann, München
Stern D (1992) Die Lebenserfahrung des Säuglings. Klett-Cotta, Stuttgart
Welch MS (1984) Heilung von Autismus durch die Mutter-und-Kind-Halte-Therapie. In: Tinbergen EA, Tinbergen N (Hrsg.) Autismus. Paul Parey, Berlin Hamburg